Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 26 (1970)
Heft: 5

Artikel: Problematische Schriftsprache vor 110 Jahren
Autor: Trümpy, Hans
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421036

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

jenen aus dem Mittel- und aus dem Unterwallis sprechen können", ist eine Verstärkung und Vorverlegung des Unterrichts in der Sprache des anderen Kantonsteils. Das gilt für die Welschwalliser Schulen so gut wie für jene des Deutschwallis. Gerade in diesem Kanton fehlt es ja nicht an einem überzeugenden Beispiel, hat man doch in welschen Sittener Schulklassen bei Versuchen mit einem ebenso vergnüglich-unterhaltsamen wie nachhaltig wirkenden Unterrichtsverfahren zur Früheinschulung im Deutschen vorzügliche Erfolge erzielt. Das ist ein Vorgehen, das auch auf den Unterricht im Französischen angewandt und mit dem — unseres Wissens verantwortlichen Erziehern im Wallis vorschwebenden — Ziel einer erheblich verbesserten gegenseitigen Verständigung und Achtung auf den ganzen Kanton ausgedehnt werden könnte. Es böte den über die Sprachgrenze gewanderten Familien auch einen Weg, die angestammte Kultur weiterzupflegen, ohne eine Ausschließlichkeit zu züchten, welche droht, die Kinder von ihrer anderssprachigen Umgebung unnötigerweise abzusondern, wie das eine französische Schulung in deutschsprachigem Gebiet leider bewirken könnte.

Problematische Schriftsprache vor 110 Jahren

Von Hans Trümpy

Hundert Jahre nach J. P. Hebels Geburt, 1860, erschien in Basel eine umfangreiche Gedenkschrift.[1] Darin findet sich ein Aufsatz des Theologieprofessors *Karl Rudolf Hagenbach* (1801—1874) „Ueber die Stadt-Baselsche Mundart".[2] Hagenbach verfaßte schon als junger Mann Mundartgedichte; 1820 besuchte er, als er für zwei Jahre zum Studium nach Bonn und Berlin reiste, in Karlsruhe Hebel, und in den späteren Jahren verschrieb er sich in seinen mundartlichen Gelegenheitsgedichten ganz dem Preise des verehrten Mannes, so daß er zur Mitarbeit an dem Gedenkbande durchaus legitimiert war. Sein Aufsatz bietet für die Dialektologie freilich keine neuen Erkenntnisse, es wären denn etwa die Sätze, die den Wandel im Wortschatz unter dem Einfluß der in der Schule erlernten Schriftsprache festhalten: „So reden jetzt unsere Kinder von Bienen, Schmetterlingen, Ameisen, während wir Aeltern von Immen, Summervögeln, Umbeisen sprachen. Viele Ausdrücke, die noch unsere Eltern und Großeltern gebraucht haben, sind der jetzigen Generation unverständlich." Die an-

schließenden Bemerkungen erinnern an das Erstaunen Samuel Singers[3], daß sich schweizerische Professoren über *„wyße Bluetchörperli* und *erschte Lutverschiebig* ernsthaft streiten": Hagenbach stellt fest, daß „Basler Gelehrte über wissenschaftliche Dinge in der Mundart sich unterhalten" und „selbstverständlich die ganze Terminologie der Schule, auch die abstrusesten und abstractesten Wortformen so in den Dialekt" mengen, „daß unsere urbasel'schen Vorfahren das seltsame Gemische kaum würden verstanden haben".

Was dem Aufsatz einen besondern Wert verleiht, sind Hagenbachs anschauliche Bemerkungen über die Schwierigkeiten, mit denen die damaligen Basler im Gebrauch der Schriftsprache zu kämpfen hatten; er nimmt damit Gedanken vorweg, die in dieser Zeitschrift immer wieder einmal diskutiert werden. Zunächst seine Beobachtungen über das Reden in der Schriftsprache: „In den Schulen soll zwar hochdeutsch gelehrt werden; aber wo beide, Lehrer und Schüler als geborne Basler durch die Mundart zusammen gewachsen sind, da will es manchem fast grausam erscheinen, dieses zähe, aber eben darum auch feste Band künstlich zu lösen. In unsern Kinderlehren zumal behalten die Geistlichen grundsätzlich den Dialekt bei, weil sie so eher den Weg zu den Herzen finden mögen. Selbst baseldeutsch zu beten wird nicht allgemein für unausführbar gehalten. Da nun aber doch die Bibel, das Gesangbuch, der Katechismus in der Schriftsprache verfaßt und die Kinder auch in dieser zu denken gewohnt sind, so wie es sich um Begriffliches handelt; so wird das Bedürfniß nach einer Vermittlung der beiden Sprachgebiete, nach einem Uebergang aus dem einen in das andere sich nothwendig dem Redenden fühlbar machen, und so entsteht dann eben jener schon genannte Mischdialekt. Etwas Aehnliches zeigt sich auch in der Umgangssprache, besonders da, wo man etwa in Anwesenheit von ‚Fremden' einen Anlauf zum Hochdeutschen nimmt, sofort aber beim Anblick der heimatlichen Gesichter wieder in die heimatliche Mundart zurückfällt. Dieses Hin- und Herschwanken giebt dann der geselligen Unterhaltung leicht den Anschein des Schwerfälligen, Unbeholfenen. Nur der Naivetät weiblicher Naturen mag es in solchen Fällen gelingen, unbeirrt sich im Baseldeutschen gehen zu lassen. Aber auch diese Naivetät schwindet mehr und mehr, und nur um so größer tritt dann die Verlegenheit ein, die jeder empfindet, der zwischen zwei Fahrwassern hin und her fährt. Uebrigens auch da, wo ein geschulter Basler es dazu bringt, schriftgerecht zu *schreiben* und dem gemäß zu reden, wird doch mehrentheils die Aussprache und Betonung den ‚Galiläer' verrathen. Selbst die, welche im Auslande oder im Umgange mit Ausländern es zu einer gewissen Fertigkeit und Sicherheit des

Hochdeutschen gebracht haben, werden in Gegenwart ihrer Mundartsgenossen eine natürliche Scheu empfinden, davon Gebrauch zu machen. Geschweige, daß es auch Manchen im Auslande ergehen mag wie dem berühmten *Euler*[4], von dem uns erzählt wird, daß er auch in Berlin und Petersburg den ihm gewohnten Dialekt nicht habe ablegen können."

Der folgende Abschnitt bringt eine hübsch präsentierte Sammlung von Basiliensismen und Helvetizismen; der Aufenthalt in Deutschland und der Kontakt mit deutschen Kollegen haben Hagenbachs Ohr für die Unterschiede geschärft: „Aber auch selbst das schriftgerechte Reden und Schreiben hat für den von Jugend auf an die Mundart Gewohnten größere Schwierigkeit, als Viele zu glauben geneigt sind. Es ist uns sogar bei *Hebels* Briefen aufgefallen, wie auch er, der großherzogliche Prälat und Schulinspector, gewisse Flexionen seines oberländischen Dialektes beibehalten hat, die jede Grammatik als fehlerhaft verzeichnet, z. B. *haltet* statt *hält, rathet* statt *räth.* Aehnliches begegnet uns bei *Jeremias Gotthelf,* da wo er hochdeutsch schreibt oder schreiben will; z. B. *trittet* für *tritt, ihns* als Accus. von *es.* Wie oft hört man: es hat *gelitten* (statt geläutet), *gezunden, gewunschen, geschumpfen!* Wie oft kann man in sonst ganz gut geschriebenen Büchern und Zeitschriften lesen: Unser treue Freund (statt unser *treuer), innert,* statt: *inner* (innerhalb), der *Einte* statt der Eine, die *Dieben* statt die Diebe, die *Storchen* statt die *Störche,* die *Schwanen* statt die *Schwäne.* Für deutsche Recensenten immer ein willkommener Fund! Nicht leicht kommt hier ein schweizerischer Autor ohne nota bene davon. Um so offenherziger dürfen wir selbst einander auf dergleichen aufmerksam machen.

Aber nicht nur grammatischer, sondern auch in lexicalischer Hinsicht wird leicht fehl gegriffen, indem Wörter in einer andern Bedeutung gebraucht werden, als sie in der hochdeutschen Sprache haben. In Süddeutschland freilich geht dem Schweizer noch manches durch, das in Norddeutschland eine strengere Censur, nicht sowohl von Gelehrten als von eigentlichen Sprachphilistern sich muß gefallen lassen. Ich erinnere mich noch immer aus meinen Studentenjahren mit welchen verwunderten Augen meine Hauswirthin in Berlin mich ansah, als ich ihr auftrug, mir für ‚Kerzen' zu sorgen. ‚Wollen Sie einen Christbaum aufrichten?' fragte sie mich. ‚Nicht Wachskerzen, erwiederte ich, sondern gewöhnliche Kerzen.' ‚Sie wollen wohl sagen Talglichter' war die Antwort. Das war nun noch immer besser, als die Entschuldigung eines Baslerstudenten in Göttingen, der ein Gericht, das ihm die Dame des Hauses anbot, mit den Worten ablehnte: ‚Ich danke Ihnen, es ist mir zu schmutzig (fett)'. Ein Schweizerstudent soll

in Berlin bei Schleiermacher erzählt haben von einer Feierlichkeit, die auch ‚gar keine Art und keine Gattung' gehabt habe. Wir glauben hier von Jedem verstanden zu werden, wenn wir sagen: ‚er hat keinen *Hochschein* (nicht die geringste Kenntniß) von der Sache.' Ich brauchte einmal diesen Ausdruck gegen *de Wette.*[5] Er verstand ihn nicht. Es ließen sich noch eine Menge Beispiele der Art anführen. ‚*Welche Zeit* (wie viel Uhr) *ist es?*' ‚*Zünden* (leuchten) Sie dem Herrn die *Stege* (Treppe) hinab, und wenn Sie ihm *gezunden* haben, so stellen Sie den *Lichtstock* (Leuchter) mit der *Abbreche* (Putzscheere) in den *Hausgang* (Hausflur).' ‚Es ist noch *heiter* (hell) draußen.' ‚Ich werde das *schwarze Plunder* (unreine Wäsche) auf dem *Estrich* (Boden) *versorgen* (aufheben).' ‚Ziehen Sie ein *frisches* (reines) Hemd an.' ‚Fangen Sie eine *frische* (neue) Seite an.' In Norddeutschland würde man sogar mit der Frage: ‚kennen Sie das *Frauenzimmer* (die Dame) in dem blauen *Rocke* (Kleide)?' lächerlich machen. Aber da theilen dann wir Basler und Schweizer das Schicksal mit den Schwaben und den Süddeutschen überhaupt. Da ließe sich noch fragen, ob der Norden, ob namentlich Berlin, wo vielleicht die Krittelei am weitesten geht, allein maßgebend sei?"

Den anschließenden Bedenken gegen Fremdwörter stellt Hagenbach einige Redewendungen voran, die zwar aus deutschen Wörtern bestehen, aber doch vom Französischen her bestimmt sind. Mit einiger Genugtuung stellen wir fest, daß er für „es hat" den Rotstift der Sperrung auch gezückt hat[6], eine Wendung, deren Fragwürdigkeit nach unsern Erfahrungen selbst von Germanisten schweizerischer Herkunft nicht durchwegs empfunden wird[7]: „Man wirft uns Baslern und Schweizern häufig vor, und nicht mit Unrecht, daß wir unsre Sprache häufig mit Fremdwörtern verunstalten. Dazu mögen auch die Gallicismen gerechnet werden: ‚*es macht kalt*' ‚ich *habe* kalt', ‚es *hat* hier noch vielen Schnee', und das schon erwähnte, welche Zeit ist es?' Aber was die Fremdwörter betrifft, so mag auch hier das Sprüchwort gelten: hanc veniam damus petimusque vicissim, zu deutsch: was dem Einen recht ist, das ist dem Anderen billig. Wir fehlen alle mannigfach, nur jeder in anderer Weise. Daß statt ‚*Frauenzimmer*' muß ‚*Dame*' gesagt werden (was jetzt auch bei uns einheimisch wird), hat eben so wenig einen guten Grund, als daß man höflicher zu reden glaubt, wenn man statt ‚*Jungfrau*' ‚*Fräulein*' sagt. Wo man in Deutschland zu einem *Diné* und *Soupé* geht, da geht man bei uns noch einfach zum Mittag- und Nachtessen (Soirées freilich finden auch bei uns statt). Man wohnt nicht *par terre* sondern *ebenen Fußes* (‚ebe's Fuß', freilich auch vornehmer im *plain pied),* nicht in der *bel étage,* sondern im *ersten Stock* und begnügt sich mit einem *Waschbecken,* wo der Deutsche — ein *lavoir* fordert.

Man verlangt in der Küche nicht ein *bouillon,* sondern eine *Fleischbrühe;* geht nicht zum *Conditor,* sondern zum *Zuckerbeck;* hält keine *Domestiken,* sondern *Dienste,* und begegnet nicht auf der *Chaussee* den *Gensdarmen,* sondern auf der *Landstraße* den *Landjägern.* Indessen hat auch die neuere Zeit bei uns Fortschritte in der Sprachmengerei gemacht, um die man uns nicht beneiden wird. So haben manche unserer Beamtungen ihre guten alten Benennungen gegen neue und fremde vertauscht. Aus den *Schreibern* sind *Secretäre,* aus den *Seckelmeistern Cassirer,* aus den *Meistern Directoren* geworden, und die ehmalige *Haushaltung* hat dem *Finanzcollegium* weichen müßen."

Hagenbach möchte, wie er im letzten Abschnitt hervorhebt, nicht als „griesgrämlicher Pedant" mißverstanden werden. Anderseits liegt ihm, bei aller Verehrung für Hebel, auch fern, die Mundart retten zu wollen, vielmehr ist er überzeugt, daß sie, „wenn auch mit langsamen Schritten, nach dem Gesetze der historischen Entwicklung ihrem Absterben" entgegengehe. In dieser Hinsicht war er ein schlechter Prophet; er würde sich wundern, wie zäh sie sich, ungeachtet aller Nivellierungen im Lautlichen und im Wortschatz bis heute gehalten hat und weiterhin halten wird. Gerade darum ist auch sein Aufsatz durchaus aktuell geblieben.

Anmerkungen

[1] J. P. Hebel Festgabe zu seinem hundertsten Geburtstage. Herausgegeben von Friedrich Becker. Basel 1860.
[2] S. 335—342.
[3] Samuel Singer: Schweizerdeutsch. Frauenfeld-Leipzig 1928, S. 13.
[4] Der Mathematiker Leonhard Euler, 1707—1783, seit 1766 an der Petersburger Akademie tätig.
[5] Wilhelm Martin Leberecht De Wette, 1780—1849, seit 1822 Professor an der Basler Theologischen Fakultät, stammte aus Sachsen-Weimar.
[6] Hier werden die von Hagenbach gesperrten Wörter *kursiv* wiedergegeben.
[7] Findet sich spätestens seit dem 18. Jahrhundert in schweizerischen und süddeutschen Texten; wie weit die Wendung tatsächlich von „il y a" her bestimmt ist, wäre zu untersuchen.

Wenn etwas schwer verständlich klingt, dann deutet das nur in den wenigsten Fällen auf ein besonders kompliziertes Thema hin; nie ist es ein Zeichen für besondere Gelehrsamkeit. Meist drückt sich darin lediglich die Unfähigkeit aus, klares Englisch oder Deutsch zu schreiben, oder — was noch häufiger vorkommt — ein verworrenes, unvollständiges Denken.
J. K. Galbraith: Die moderne Industriegesellschaft. Deutsch von Norbert Wölfl. Büchergilde Gutenberg, S. 445

. . . Selbst in den USA, wo es nicht als unwissenschaftlich gilt, seine Muttersprache zu beherrschen, fallen seine (Galbraiths) Bücher nicht nur wegen der unkonventionellen Ideen, sondern auch durch ihre lebendigen Formulierungen auf. *Die Zeit*